5. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 200

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(3. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Als der Fischgang abserviert wurde, zupfte Lisa Claire am Aermel. „So hör' doch zu. Ich habe mit der Direktrice bei Pallmann & Roberts selbst gesprochen: das Sackkleid ist überlebt, man wird wieder enger arbeiten, wieder mehr auf Figur ... Aber so hör' doch, Claire."

Frau Aufhäuser hörte aber nicht, sondern reckte den Kopf plötzlich, kniff die Augen ein wenig zu, wie es sonst Kurzsichtige tun. „Ist das nicht Graf Falkenberg?"

„Aber natürlich. Der Christof. Wie nett." Lisa war wirklich erfreut. Sie hob die Hand und winkte. Christof Falkenberg bemerkte es; er blieb stehen, nickte herüber, wartete einen Augenblick, dann schob er seine hohe, schlanke Gestalt durch das Tischgewirr. Mit sicherer Liebenswürdigkeit verbeugte er sich, küßte Margot und Claire die Hände, schüttelte Lisas Rechte. „Ich bin erfreut, eine Filiale aus der Josephinenstraße zu finden. Erfreut und erstaunt. Ich wollte mit Rechberg hier frühstücken, aber er ist nicht da. Hat mich scheinbar versetzt." Er zeigte auf den freien Stuhl. „Gewähren Sie mir hier ein Obdach?"

„Du — wir sind nicht gern Rechberg-Ersatz," sagte Lisa und zu gleicher Zeit Margot: „Wir erwarten meinen Mann noch." Es lag aber keine Abweisung in ihren Worten.

So nahm Christof zwischen Frau Aufhäuser und Lisa Platz. „Stört es sie sehr, wenn ich noch esse?" fragte er und dann zu Margot: „Also, der Fritz will noch kommen. Das freut mich. Man kriegt ihn ja so selten zu sehen, seit Sie ihn uns aus der Josephinenstraße entführt haben."

„Er hat viel zu tun."

„Kann ich mir denken. Ich könnte ihn drum beneiden. Ewig bei Vätern sitzen und keine ernste Arbeit haben, ist nicht angenehm."

„Mit der Laterne suchst du dir wohl die Arbeit auch nicht."

„Du brauchst dich nicht über mich lustig zu machen, Lisa, ich suche schon. Aber —," und er wandte sich wie entschuldigend zu Claire — „was soll ich anders werden wie Landwirt. Das hab ich außer Offizier allein gelernt. Meine praktische Zeit ist um, jetzt hör' ich auf der landwirtschaftlichen Hochschule. Später muß ich doch einmal nach Gollmitz."

„Das hat wohl noch gute Weile." Wieder sprach Lisa dazwischen. Christof überhörte es scheinbar, er blieb bei Claire. „Und Sie, gnädige Frau? Ich hörte, Sie wollen nach der Schweiz zurück?"

Ein wenig neigte Claire den Kopf zur Seite, lächelte und blickte Christof an. „Möchten Sie das gern, Graf Falkenberg?"

Er wich aus. „Eine Gegenfrage ist keine Antwort, gnädige Frau." Ihre Augen suchte er. „Wollen Sie nach Luzern zurück?" Er betonte das „wollen Sie" stark.

Sie fühlte sofort, daß seine Frage jetzt eine ganz andere Bedeutung hatte, als die zuerst leicht hingeworfenen Worte. „Ob ich will, Graf Falkenberg? Ich weiß es nicht. Ich glaube, ich habe schon lange keinen Willen mehr, ich habe ja auch keine Heimat mehr. So lasse ich mich treiben. — Gewiß: Mein Vater schreibt, ich solle kommen. Aber warum? Was soll ich in Luzern. Mit meinen alten Freunden habe ich die Verbindungen verloren; sie verstanden ja nie, daß ich nach Deutschland ging, einen Deutschen heiratete; sie hatten kaum Mitleid, als ich meinen Mann verlor. Und hier: ich bin doch eine Fremde unter Fremden."

Sie traf den richtigen Ton. In Christof Falkenberg, dem Blonden, dem Deutschen, regte sich das Mitleid. Er sah, daß ihre Augen einen feuchten Glanz hatten. Sehr leise hatte sie gesprochen, die Worte nur gehaucht. Ohne es zu wollen, hatte er sich dicht zu ihr beugen müssen, um sie zu verstehen. Er spürte den süßen Duft ihres Parfüms.

Er kannte sie seit langem. Er hatte mit ihr getanzt: auf den großen Wohltätigkeitsbällen, die jetzt alle Welt besuchte, auf den kleinen Tanzabenden, die eine Spezialität des Union-Hotels waren, berühmt wegen Carlos Bajé, dem Geiger, dessen Rhythmus alle Grammophone füllte, berühmt aber auch durch Eleganz und den jetzt so seltenen guten Ton. Auch im Grün-Gelb-Klub, wo nur die besten Tänzer geduldet wurden, hatte er sie gesehen und an Lisas Tee-Nachmittagen im Hause Kähl oder bei kleinen Zusammenkünften bei den jungen Kähls am Kurfürstendamm.

Er kannte sie. Aber heute schien sie ihm anders. Nicht nur die Leichtplaudernde, die ausgezeichnete Fox- und Tango-Partnerin, die so wendig im schlanken Kreuz war, die sich jedem Schritt anschmiegte, sondern die vereinsamte Frau. Zum erstenmal hatte sie ihm von ihrem Mann, Witwentum gesprochen.

„Sie haben doch Ihre Schwester," sagte er und sprach leise wie sie.

Einen Augenblick zögerte sie, richtete sich ein wenig auf, lugte über den Tisch. Dann flüsterte sie wieder zu ihm. „Margot? — Ich bitte Sie, Margot. Sie lebt nur sich und ihrer Familie; sie ist ganz Mutter. Ganz und ausschließlich Kähl. Ist in ihr noch etwas von uns, den Latour-Mädchen des Einst? Nein. Sie

versteht mich nicht mehr. Sie sagt natürlich, ich soll zu Vater. Sie sagt: Da gehörst du hin. Von Pflichten spricht sie. Das ist oft so lästig. Das macht so fremd. Und wenn ich ihr einmal klage, mir einmal Rat holen will, muß sie sicher ins Kinderzimmer. Oder ans Telephon. Oder ihr Mann kommt."

Ganz leise stöhnte sie, legte den Handrücken der Linken an die rechte Wange und stützte den geneigten Kopf auf. Dabei blieb sie Christof zugewandt; ihm zeigte sie ihr ganzes Gesicht, dem Tisch verbarg sie es.

„Und Lisa?" fragte er.

Die Achseln hob sie. „Sie ist ein Kind. Was weiß sie von Frauensorgen." Den linken Arm ließ sie wieder sinken, griff nach der Gabel. „Nun essen Sie aber, Graf Falkenberg. Und es bleibt unter uns, was ich sagte?!"

„Aber, gnädige Frau."

Kein Wort mehr konnte Christof während des Essens von ihr erhaschen. Fortwährend sprach sie mit Margot, hastig, unruhig, hatte Wünsche an den Kellner, drängte schließlich aus dem Speisesaal. „Wir wollen den Kaffee doch in der Halle trinken." Aber Lisa und Margot hatten andere Pläne, sie verzichteten auf den Kaffee, um schneller zu ihren Besorgungen zurückzukommen. Sie gingen eilig in Conrad Kähls Zimmer, um sich die Mäntel zu holen, während Christof an der Garderobe Frau Aufhäuser ein leichtes Kape umlegte.

Seine Hand streifte dabei ihre Schulter; er war erschrocken über die Berührung. „Verzeihen Sie," sagte er.

Da wandte sie den Kopf, sah ihm über die Schulter an. „Es war nett von Ihnen, daß Sie kamen."

„Ich hatte es doch versprochen."

„Kamen Sie gern? Ich will Sie nicht zwingen." Plötzlich drehte sie sich um und stand nun voll vor ihm. Den Kopf mußte sie heben, um in sein Gesicht blicken zu können. Fast um Haupteslänge überragte er sie. „Antworten Sie: kamen Sie gern?"

„Ja!"

„Wissen Sie noch, was ich Ihnen vorhin sagte?"

„Ja!"

„Ich bin sehr einsam, Graf Falkenberg. Wollen Sie mir helfen?"

„Ja!"

„Wollen wir Freunde werden?"

Ein wenig hob sie die Hand unter dem Kape, eine kleine Bewegung. Aber er sah sie doch. Er griff nach dieser schmalen, etwas weichen, sehr gepflegten Frauenhand und küßte sie.

Stumm gingen sie bis zur Drehtür. Nun warteten sie dort auf Margot und Lisa. Zu viert schritten sie dann die Linden hinab. An der Ecke der Friedrichstraße trennten sich die beiden von ihnen, ihre Besorgungen lagen in der Leipziger Straße.

„Ich will jetzt nach Hause, Graf Falkenberg."

„Soll ich Ihnen ein Auto heranwinken?"

„Nein, ich wollte gehen. Es wird Frühling. Im Tiergarten blüht der erste Krokus."

„Darf ich Sie begleiten?"

„Ich hoffte es."

III.

Draußen am Teltowkanal auf dem Industrie-Gelände zwischen Britz und Tempelhof lagen die Zimmer-Werke. Das große dreistöckige Verwaltungsgebäude grenzte mit der breiten Hauptfront an die Straße. Dahinter erstreckte sich nach dem Kanal zu das eigentliche Fabrikgelände, von breiten Wegen durchzogen, auf denen die Warenballen lagen. Links und rechts vom Zimmergrundstück war noch Unland, das weiterer Bebauung harrte.

Dicht an das Verwaltungsgebäude schloß sich das Haus der Versuchslaboratorien an, verbunden mit Tierstation und Bücherei.

Hier war Fritz Kähls Arbeitsstätte. Er war einem Direktor unterstellt, der das gesamte Versuchswesen leitete; aber diese Unterstellung war mehr und mehr einer Gleichstellung nahegerückt, besonders seit es dem jungen Kähl gelungen war, das neue Antiseptikum herzustellen, das in seiner Wirkung alle anderen Desinfektionsmittel übertraf, dabei nicht giftig oder sonst irgendwie schädlich oder gefährlich war. Fritz Kähl war gleich nach dem Kriege an die Versuche, ein solches Mittel zu finden, herangegangen, ein Mittel, das in jede Laienhand gegeben werden konnte. Im Schützengraben war der Gedanke in ihm wach geworden, als er immer wieder sah, welches Unheil Verschmutzungen und Uebertragungen anrichteten. Nur dieser einen Aufgabe hatte er sich gewidmet, seit er im Zimmerschen Versuchslaboratorium Anstellung gefunden hatte. Er war bei allen seinen Vorarbeiten aufs beste unterstützt worden, denn der Geheimrat von Zimmer hatte sein Ziel gekannt und seinen Direktoren die Sache ans Herz gelegt. Im Versuchsgebäude selbst hatte es anfangs Kämpfe gekostet, die älteren Kollegen hatten über Protektionswirtschaft geschimpft, über den Neuling, den Jugendfreund des Chefsohnes, dem sie sich auf Druck von oben anpassen mußten. Aber Fritz hatte sich durchzusetzen verstanden. Und eines Tages war er ins Verwaltungsgebäude hinübergegangen, hatte sich beim Geheimrat melden lassen und die Beendigung seiner Versuche vorgetragen: Das Präparat war da.

Nun war es vom Kleinen ins Größere gegangen, und sollte vom Größeren ins ganz Große gehen. Was Fritz in gläsernen Röhren und Retorten erprobt hatte, was in der kleinen Fabrikationsanlage aus Glas und mit der Befeuerung durch Gasflammen, die er in seinem Laboratoriumsraum aufgebaut hatte, herzustellen gelungen war, hatte sich auch in der ersten größeren Darstellung in eisernen und kupfernen Behältern bewährt. Das Mittel war zur Großanfertigung bereit. Die Gutachten der ersten ärztlichen Autoritäten waren hervorragend; die Einführung gewährleistet. Das Publikum hatte sofort nach den ersten Packungen gegriffen; die weitere Nachfrage war so groß, daß eine Herstellung, ohne andere Fabrikate zu vernachlässigen, in den Zimmer-Werken zur Zeit nicht möglich war. Deshalb waren baldige Erweiterungsbauten unbedingt nötig, zumal der Geheimrat von Zimmer das Kählsche Mittel in ganz Europa im ganz großen herstellen lassen wollte, nachdem ihm Fritz seine weiteren Pläne vorgetragen hatte: Verbindung seines Antiseptikums mit Mitteln des täglichen Gebrauchs, vor allem Seifen und Mundwasser, dann aber, was noch wichtiger war, seine Verbindung mit einem schmerzstillenden Präparat, dessen Darstellung er auch nahe war. Dieses sollte gleich dem ersten ungiftig und gefahrlos sein, ohne jede narkotische Nebenerscheinung, also gleichfalls geeignet für die Laienhand.

Das waren große Pläne. Sie machten Fritz Kähl froh. Er schwelgte in seiner Arbeit.

Und doch hatte er eine Sorge: Hermann. Er verstand den Jugendfreund nicht mehr. Alle Betriebe öffneten sich ihm als Sohn des Chefs ohne weiteres, er konnte sich in den Zimmer-Werken den Platz wählen, an den er gestellt sein wollte. Aber er tat es nicht, er ließ sich drängen und schieben, bald hierhin, bald dorthin. Auch im Versuchslaboratorium war er gewesen; der Geheimrat hatte Fritz besonders gebeten, sich seiner anzunehmen, ihn zu leiten, zu fördern. Er hatte sich denn auch alle erdenkliche Mühe mit dem Freunde gegeben. Umsonst. Nicht der Ernst fehlte

Hermann, aber jedes Wollen, jede Stetigkeit; es mangelte an der notwendigsten Grundlage: dem wirklichen Interesse. Unverständlich war das Fritz Kähl. —

Nach dem Frühstück im Werk-Kasino ließ ihn der Chef zu sich rufen. Eine kurze Aussprache über Fabrikationsangelegenheiten, über den Stand seiner neuen Versuche. Alles kurz und knapp, wie Paul von Zimmer es liebte.

Dann, als sich der Chef zum Zeichen, daß die Unterredung beendet sei, erhob und Fritz die Hand zum Abschied bot, fragte er: „Haben Sie meinen Sohn heute schon gesprochen?"

„Nein, Herr Geheimrat."

„So — so. Dann tun Sie mir doch einen Gefallen, lieber Kähl. Gehen Sie bei ihm vorbei und sagen Sie ihm, er möchte zu mir kommen."

Fritz verbeugte sich, die Tür schloß sich hinter ihm. Den breiten Flur ging er langsam hinab, der Seitentreppe zu. Unten in der Versandabteilung war Hermann zur Zeit beschäftigt. Fritz wußte es. Er hatte den Chef verstanden, und im Chef den Vater. Er sollte mit dem Sohn sprechen, bevor dieser mit ihm sprach. Sonst hätte ja ein Telephonruf genügt, ihn herbeizuholen. Es mußte also irgend etwas vorgefallen sein, von dem der Vater annahm, daß es der Sohn ihm, dem Freunde, berichten würde. Und er sollte vorher vermitteln, begütigen, ausgleichen, er, der Aeltere, Verständigere. Er kannte diese Aufträge schon. Es war heute nicht zum erstenmal daß der Geheimrat ihn bat. Sein Möglichstes würde er tun, beiden zu Liebe, dem Vater und dem Sohn.

(Fortsetzung folgt)

Der Stier ist los

Von Th. R. Boosmann

Johann Bonnert war Student der Medizin und außerdem ein berühmter Fußballtorwart. Seine Mutter war Witwe, gebürtig aus der Hauptstadt, und hatte sich immer eine stille Liebe für ihren Heimatsort bewahrt. Hätten nicht finanzielle Gründe dagegen gesprochen, sie würde ihren Aufenthalt auf dem Lande längst mit dem in der Stadt vertauscht haben. So ließ es sich verstehen, daß sie bekümmert mit ansah, daß ihr einziger Sohn ein Auge auf Anny Lennart, eine dörfliche Schöne, geworfen hatte. Die Mutter konnte sich nicht damit abfinden, daß es ein Kind vom Lande war, aber im übrigen mußte sie zugeben, daß die Wahl ihres Sohnes in jeder Hinsicht das Prädikat „außerordentlich" verdiente.

Sie war die unbestrittene Schönheitskönigin des Dorfes, ein Muster an Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft, tüchtig in der Wirtschaft und mit allen Tugenden des weiblichen Geschlechts ausgestattet. Leider hatte ihr die Natur einen Vater geschenkt, mit dem nicht zu spaßen war und der etwas zu reichlich mit irdischen Gütern und Selbstbewußtsein gesegnet war. Sein Wortschatz war von der Art, daß man ihn nicht weitergeben kann. So schwor er, Johann niederzuschießen, wenn er es noch einmal wagte, den Fuß auf die Schwelle seines Hauses zu setzen, und seiner Tochter die Rippen zu brechen, wenn sie auch fernerhin den traurigen Mut haben sollte, mit dem Studenten Verabredungen zu treffen.

Die beiden Liebenden waren also nicht sehr vom Glück begünstigt, doch ist es fast überflüssig, zu sagen, daß sie trotz aller Verbote und Drohungen einander regelmäßig trafen. Sie ließen keine Gelegenheit vorübergehen, einander zu sehen, und als Johann hörte, daß der alte Lennart beabsichtigte, sich an der Viehausstellung eines Nachbarortes zu beteiligen, und Anny an der Eröffnung teilnehmen würde, zog er wohlgemut stadtwärts, in der Hoffnung, in der Menge seine Angebetete zu finden.

So geschah es, daß er ihr vor dem Eingang der Ausstellung begegnete, wo sich ein Auflauf von Menschen gebildet hatte, die sich für das Ausladen eines Stiers von Vater Lennart interessierten. Johann sah nach Anny, sie nach ihm, und die Menge schaute zu, wie die Hintertür des Wagens heruntergeklappt und der Stier an einem um seine Hörner geschlungenen Strick von zwei starken Mänern herausgezogen wurde. An einem Strick gezerrt zu werden, ist nicht angenehm, und so läßt's sich verstehen, daß dies dem Stier kein Vergnügen machte. Er wollte es nicht länger dulden, machte einen Sprung, schüttelte sein Haupt und war frei. Dann drehte er sich ein paarmal um sich selbst, veranlaßte durch ein paar bedrohliche Stöße das Publikum, Beine zu machen, und erhob dann stolz den Kopf, um zu sehen, ob es jemand gab, der das Schlachtfeld noch nicht verlassen hatte.

Tatsächlich war noch ein menschliches Wesen zurückgeblieben. Es war Anny, die nach der verkehrten Seite gesehen hatte, über den Haufen gerannt worden war und, wenn auch völlig unverletzt, nicht den Mut hatte, aufzustehen und wegzulaufen. Der Stier schickte sich an, sie anzugreifen. Mit wild schwingendem Schwanz senkte er den Kopf, blies ein paar kräftige Atemzüge aus und wollte gerade mit einem Anlauf die Dorfkönigin auf die Hörner nehmen, als er plötzlich unangenehm abgelenkt wurde.

Das Schauspiel war zuviel gewesen für das liebende Herz des künftigen Doktors. Er war vorgesprungen und hatte dem wütenden Tier mit seinem gutbeschuhten und wohlgeübten Torwartfuß einen tüchtigen Tritt gegen die Nasenlöcher versetzt. Selbst wer noch nie einen Tritt auf die Nase empfangen hat, wird sich vorstellen können, daß auch das gutartigste Tier durch solche Behandlung in Zorn geraten muß. Das Tier machte also rechtsum kehrt, um seinen Bedränger anzugreifen.

Jedoch auch dieser machte kehrt und lief, so schnell er konnte, davon. Verfolgt von dem Stier, flüchtete er auf das Ausstellungsgelände. Man kann sich die Gefühle von Vater Lennart vorstellen, der nicht gegen Schaden an Dritte versichert war, als er die spitzen Hörner des Stiers hart an fliehenden Menschen entlangstreifen sah.

Es ist keineswegs leicht, einem Stier zu entrinnen, denn auf kurzer Strecke ist ein solches Tier trotz seines Gewichtes viel schneller als ein Mensch, aber er ist glücklicherweise nicht sehr gewandt im Manövrieren, und das war die Rettung des Retters.

Als der Stier ihn fast erreicht hatte, faßte Johann einen Pfahl von einem Eckstall und bog schnell in einen Seitenpfad ein. Sein Verfolger machte einen wütenden Stoß, der noch gerade vorbeitraf, brauchte einige Zeit, um zu bremsen und die Kurve zu nehmen, und so erhielt der Verfolgte einen kleinen Vorsprung.

Er hatte nun die schwache Stelle seines Gegners ausfindig gemacht und hielt sich auch weiter an diese Methode. Das Gelände mit seinen vielen Ställen und Verschlägen eignete sich ausgezeichnet für diesen Zweck.

Andauernd bog er um die Ecke, und der Stier kam ihm mit einer Verzögerung nach. Das ging so einige Zeit. Dann war Johann erschöpft. Inzwischen war er auf einem verlassenen Hintergelände angelangt, Rettung war nirgends zu erblicken, und zu allem Unglück kam er auch noch auf einen Weg, der an beiden Seiten ohne jede Unterbrechung mit einer endlosen Reihe von Ställen besetzt war.

Unfähig, sich noch länger zu verteidigen, ergab sich Johann in sein Schicksal, und schwer atmend lehnte er sich in Erwartung des Angriffs mit geschlossenen Augen an eine Stalltür. Der Stier, der von dem Rennen ebenfalls außer Atem geraten war, blieb in einer Entfernung von zehn Meter stehen. Er fürchtete eine Kriegslist und verschnaufte einen Augenblick.

Der Student hatte alle Hoffnung aufgegeben und blieb ruhig stehen. Der Stier senkte die Hörner und stürzte vor. Getrieben vom Instinkt der Selbsterhaltung, sprang Johann im letzten Augenblick auf die Seite. Mit einem fürchterlichen Schlag stieß der Stier seinen Kopf gegen die Holztür. Der Stoß war so heftig, daß die Tür aufflog. Das rasende Tier schoß hinein, und die Tür fiel wieder zu.

Lautes Rufen erhob sich. Eine große Anzahl Neugieriger, darunter Vater Lennart, war Zeuge dieser letzten Episode gewesen und meinte nicht anders, als daß das Untier durch die kühl berechnete List des Studenten in die Falle gelaufen war. Der Eigentümer war der erste, der ihm Glück wünschte. Während er dem noch immer keuchenden Johann die Hand fast zerdrückte, sagte er: „Junger Mann, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll."

„Das wissen Sie doch," erwiderte dieser, das Eisen schmie-

den, so lange es heiß war, und sich emsig bemühend, seine Hand aus dem umklammernden Griff zu befreien.

Lennart war ein Mann von schnellem Entschluß. Er begriff, daß eine Verbindung seiner Tochter mit diesem Jüngling, die nun auf so dramatische Weise zusammengekommen waren, seinem Hause nur zum Ruhm gereichen konnte. Darum wandte er sich an den aufgeregten Vorsitzenden der Ausstellung und sagte voll Stolz: „Darf ich vorstellen, Herr Bonnert, mein zukünftiger Schwiegersohn."

Der Rest des Tages war eitel Freude. Für Johann und Anny, das versteht sich von selbst, aber nicht weniger für Vater Lennart, dessen Stier, trotz seines ungebührlichen Benehmens und einer kleinen Abschürfung an der Nase, den ersten Preis davontrug.

Bestandene Probe

Von Dörte Friedrich.

Thomas Erkersin war am Rande seiner Kraft. Er taumelte mehr als er ging durch die Straßen jener amerikanischen Kleinstadt, in der er als letzte Etappe gelandet war.

Seit Tagen hatte er kaum mehr etwas gegessen, und er hatte nicht einen Cent in der Tasche. Nun, in solchen Augenblicken, fern der Heimat und am Verhungern, ist man immer bereit, etwas zu tun, was Geld einbringt.

Als Thomas Erkersin über die Brücke ging, flog ein Zigarette vor seine Füße. Gierig bückte er sich danach, und als er sich wieder erhob, stand ein gut angezogener Mann vor ihm und reichte ihm eine Handvoll Zigarren. „Auf dem Aussterbeetat, was?" fragte er.

„Jawohl, Herr."

„Schlechte Zeiten, wie?" fuhr der Frager fort. „Wir können wenig tun. Der Mensch muß sich selber helfen, dann geht es wieder. Er muß die Gelegenheiten erkennen können, die sich ihm bieten. Appetit auf ein Essen?"

„Kein Geld," sagte Thomas.

„Danach habe ich nicht gefragt. Komm mit, mein boy."

Willenlos folgte Thomas Erkersin der Einladung. Sie gingen in ein großes Restaurant, und Thomas aß mit Begier. Als er fertig war, sagte er:

„Ich danke Ihnen, Herr. Kann ich etwas für Sie tun?"

Der Mann lächelte.

„Sie können etwas für sich tun, mein Lieber, wenn Sie Grütze im Kopf haben und nicht mit Urgroßväteranschauungen belastet sind."

Er lud Thomas ein, zu ihm nach Hause zu kommen. Seine Wohnung war mit kostbaren Möbeln und Teppichen vollgestellt.

Als Thomas sich umsah, lachte er.

„Ich habe drei Wohnungen," sagte er, „es würde Ihnen schwer fallen, mich zu finden. Und nun höre zu, mein Greenhorn. Ich brauche einen Mann, der mit einen Gefallen tut. Da ist eine große Gastwirtschaft in der Berkely-Street.

In der nächsten Woche wird dem Gastwirt eine Erbschaft ausgezahlt, die will ich mir holen, denn der Mann hat genug. Er wird sie eine Nacht im Hause behalten, und ich will wissen, wo er sie aufbewahren wird. Du wird dort hingehen, und dann wird Dir plötzlich schlecht werden, seine Frau hat ein gutes Herz, und sie wird dich in die Privatwohnung nehmen. Da tust du benommen, und wenn man dich allein läßt, siehst du dich um. Hast ja Augen im Kopf. Also?"

Thomas Erkersin richtete sich auf.

„Ich mache keine Sachen, die ins Gefängnis führen," sagte er dann.

„Du bist albern. Ich sagte dir doch, daß der Mann genug hat. Außerdem weiß ich garnicht, ob ich die Sache machen werde. Sieh mal in den Spiegel, du siehst aus wie ein Lump. So kommst du nicht weiter. Wir müssen uns selber helfen.

Und wenn ich dir nun sage, daß der Mann mich betrogen hatte und daß ich mir nur mein Eigentum wiedernehme?"

Thomas Erkersin begann nachzudenken. Er war an jenem Punkt angelangt, an dem die Widerstandskraft nachließ. Und die Augen des Mannes hingen mit hypnotischer Gewalt an ihm.

„Willst . . du . . es . . tun?"

„Ja," sagte Thomas.

Das Gasthaus in der Berkely-Street war ein freundliches Haus. Als Thomas eintrat, musterte ihn die Wirtin. Er sah fort.

Fünf Dollar waren in seiner Tasche, die ihm der Mann gegeben hatte.

„Essen?" fragte die Frau mit weichem Ton.

„Ja," sagte Thomas.

„Es gibt heute Königsberger Klops," sagte die Wirtin. „Ich verstehe sie sehr gut zuzubereiten."

Es dauerte nicht lange, bis ein Teller mit dem Gericht vor ihm stand. Und da packte es Thomas mit unwiderstehlicher Gewalt. Königsberger Klopse waren sein Leibgericht. Die ganze ostpreußische Heimat stand vor seinem Auge auf. Das kleine Forsthaus mitten im Walde, in dem die Familie lebte, das Kirchlein im nahen Dorf und der alte Pfarrer, der für jeden ein gutes Wort hatte. Wie selig war die Kindheit gewesen. Wie frei war die Seele auf dem Boden der Heimat. Und jetzt? Ihn schauderte. Jetzt stand er im Begriffe, sich abseits des Gesetzes zu stellen.

Nein, das wollte er nicht. Und fieberhaft suchten seine Gedanken nach einem Auswege. Wenn er jetzt den fremden Mann im Stich ließ, dann würde er irgendeinmal diese Leute hier doch überfallen. Und es waren seine Landsleute, hier auf fremdem Boden ihm näher als je. Nein, Thomas Erkersin war noch nicht ganz verloren. Und er wollte diese Menschen schützen.

Ihm fiel auf, daß ein schmaler Gang vom Schankraum in die Privaträume führte und daß der Fremde versuchen würde, in diesen Gang zu kommen, wenn er ihm etwas davon sagte. Und er entschloß sich, in diesem Gange selber Vorsehung zu spielen.

Nach zwei Stunden traf sich Thomas Erkersin mit seinem Auftraggeber. Er teilte ihm seine Wahrnehmungen mit, und der Fremde schien überzeugt zu sein.

„Doch keine Falle, wie?" fragte er. „Ihr Deutschen seid so lächerlich anständig."

Thomas sagte nichts.

„Wir werden uns morgen den Zaster holen," sagte der Mann. „Auch du wirst deinen Anteil bekommen."

„In Ordnung," sagte Thomas.

In der entscheidenden Nacht ging er in das Gasthaus in der Berkely-Street.

„Können Sie mich nicht in dieser Nacht hier beherbergen? Wir sind Landsleute, und ich möchte nicht gerne in ein Hotel gehen. Ich könnte im Gang schlafen."

Die nette Wirtin war einverstanden. Ein breiter Strohsack fand sich und Thomas legte sich nieder.

Nach zwei Stunden hörte er ein Geräusch, und als er sich wie eine Katze behende erhob, sah er den Schatten des Fremden. Er ging auf ihn zu, und ehe er sich fassen konnte, sauste die geballte Faust Erkersins ihm unter das Kinn, daß er zusammenbrach. Er gab einen Wehlaut von sich, und nach einer Minute kam die Wirtin mit einer Taschenlampe.

„Er wollte sich die Erbschaft Ihres Mannes holen," sagte Thomas.

„Was ist das für ein Unsinn," schalt sie, „ich bin Witwe und habe keine Erbschaft zu erwarten."

In diesem Augenblick erblickte sie den Fremden, der langsam wieder zu sich kam.

„Mein Gott," rief sie, „das ist ja Colonel Warren."

„Er wollte bei Ihnen einbrechen, Landsmännin."

„Sie sind verrückt."

Jetzt erhob sich der Niedergeschlagene.

„Ihr Hacken war gut, mein Junge. Was müssen Sie in der Woche verdienen? Dreißig Dollar? Ich habe nämlich eine Patentverwertungsgesellschaft mit Fabrikationsbetrieb und brauche einen Wächter. Die beiden letzten standen mit Feinden unter einer Decke. Und weil man nicht vorsichtig genug sein kann, habe ich selbst die Prüfung des Nachfolgers übernommen. Sie sind mir an der Brücke aufgefallen, und da habe ich eine kleine Komödie mit Ihnen gespielt, um festzustellen, ob Sie schlimme Sachen machen, wenn Sie Hunger haben. Das Gasthaus hier habe ich in Erinnerung behalten, weil ich mal hier ausgezeichnete Köniosberger Klopse gegessen habe."

Die Wirtin lachte.

„Sie sind immer noch so romantisch, Herr Warren."

Thomas Erkersin war es, als erwachte er aus einem Traum. Und als er den Vertrag unterschrieb, da klangen ihm die Worte seines Einsegnungstages in das Ohr: Ueb' immer Treu und Redlichkeit . . .

Fröhliche Ecke

Vertrauen.

„Fünf Mark soll ich dir leihen? Tausend gäbe ich dir, wenn ich sie hätte!"

„Und wie ist es mit den fünf?"

„Die habe ich leider auch nicht!"

Der kleine Paul

hat seine besten Hosen an und rutscht damit das Treppengeländer herunter.

„Paul," ruft die Mutter, „was machst du denn da?"

„Hosen für arme Kinder, Mama!" war die prompte Antwort.